

tionen ausgeliefert bleiben, die leider meist aus Frankreich selber kommen . . . Wenn die im Gang befindliche Offensive weitergeht ohne Rücksicht auf das, was man dieser sehr heiligen Kirche von Frankreich schuldet, der Lehrerin und dem Vorbild aller anderen in der Philosophie, in der Theologie wie im missionarischen Apostolat, dann wird sich die ganze Nation in ihren besten Söhnen angegriffen fühlen. Es läge im Interesse der Kirche selber, sich bei einer Auseinandersetzung dieser Ordnung eines Tages einem Sprecher gegenüber zu sehen, der ein anderes Recht ausübt, als zu schweigen.“

Man sieht freilich nicht ein, was gerade in „einer Auseinandersetzung dieser Ordnung“ ein Konkordat helfen könnte. Denn hier — wenn Bischöfe Weisungen über die priesterliche Lebensform geben und Ordensobere über die Tätigkeit ihrer Untergebenen verfügen — befindet sich die Kirche doch wohl auf ihrem allereigensten Gebiet, dessen Freiheit vertraglich zu sichern die erste Sorge eines Konkordats ist. Das haben die Bischöfe und das hat auch die katholische französische Presse zu Mauriacs Vorstoß deutlich gesagt.

Wiedererwachen des Gallikanismus?

Man hat aus Anlaß dieser Intervention so seltsamer Bundesgenossen, wie der „Esprit“, ein gaullistischer, ein sozialistischer Politiker und François Mauriac es sind, von einem Wiederaufleben gallikanischer Erinnerungen gesprochen — der gallikanischen Freiheiten, die der Kirche in Frankreich unter staatlichem Schutz ein Eigenleben sicherten, das sie praktisch weithin von Rom unabhängig machte. Sicher spielen solche Reminiszenzen eine Rolle. Aber man sollte vorsichtig sein, sie überzubewerten. Diese Dinge haben heute, in diesem Zustand des kirchlichen Bewußtseins, nach dem Vatikanum, ein anderes Gesicht und ein anderes Gewicht. Mauriac hat wohl Recht, wenn er das ausdrücklich sagt, — es gibt eine unerschütterliche Verbundenheit im Glauben und in der Liebe mit dem Stuhle Petri, die Gefahr eines Schismas ist einfach nicht mehr vorstellbar. In der Kirche nach dem Vatikanum

ist kein Gallikanismus mehr möglich. Es handelt sich vielmehr um die Frage, ob der Zentralismus in der Kirche heute nicht aufgelockert werden kann. Diese Frage stellt sich auch von der neuerwachten Ekklesiologie her, sie ist auch theologisch gestellt. Man vergleiche dazu den Bericht über Congars neuen Beitrag zu den ekklesiologischen Fragen (in diesem Heft, vor allem S. 332). Da ist mit konkordatären Auswegen nun allerdings nichts zu machen; die Frage so zu stellen verwirrt nur und stört und mißleitet die Besinnung. Mauriac hat ihr mit seinem Vorstoß einen schlechten Dienst geleistet. Es ist dringend zu hoffen, daß die theologische Arbeit dadurch keinen Rückschlag erleidet. Man hört, daß die Abberufung der Dominikaner keine Zensur oder Beeinträchtigung ihrer wissenschaftlichen Arbeit bedeuten soll.

Ein tiefer Einschnitt in der Geschichte des französischen Katholizismus

Die Auseinandersetzung hat, wie man sieht, einen ganzen Komplex von Fragen in Bewegung gebracht, bzw. bedeutet sie einen tiefen Einschnitt in der Entwicklung der in Bewegung befindlichen Fragen. Man ist versucht, sie mit dem Modernismusstreit oder auch mit dem Ereignis der Verurteilung des Sillon zu vergleichen. Es ist sicher, daß viele Katholiken der Generationen dieser beiden Ereignisse ein tiefes Trauma davongetragen haben, eine Störung, wenn auch nicht ihrer Kirchentreue, so doch ihres kirchlichen Bewußtseins. Ebenso sicher haben diese Ereignisse auch eine heilsame Reinigung des Geistes und Denkens herbeigeführt, und die großen Bewegungen unserer Zeit von der liturgischen bis zur sozialen Bewegung haben erst nach dieser Reinigung ihre Fruchtbarkeit in Freiheit entfalten können. Eine Erklärung einer Anzahl katholischer französischer Intellektueller ruft mit Recht ins Gedächtnis, „daß alle Aufgaben des Geistes Leiden mit sich bringen“, daß aber „die Ehre des Christen darin besteht, daß er es ablehnt, mittelmäßig in geistiger Behaglichkeit zu versacken“.

Fragen der Theologie und des religiösen Lebens

Christliche Verkündigung im Marianischen Jahr

Unter den „Handreichungen zur Seelsorge“ des Bistums Berlin hat Dr. Johannes Pinsk im Heft 3 „Grundsätzliche und praktische Erwägungen zur christlichen Verkündigung im Marianischen Jahr“ veröffentlicht. Sie wurden im Dezember 1953 auf einer Priesterkonferenz der Diözese Berlin vorgetragen. In ihnen erhebt sich die Stimme eines Theologen, dem es um die Einordnung der Mariologie in das christologische Dogma zu tun ist, ohne die der Gottesmutter in der Liturgie zukommende Hyperdoulia zu berühren. Pinsk stützt sich dabei u. a. auf das neue Werk von P. Gaechter SJ, Innsbruck, „Maria im Erdenleben. Neutestamentliche Marienstudien“ (Innsbruck 1953).

Der Vortrag gliedert sich in drei Teile. Der erste handelt von der „Mariologie im Lichte der Soteriologie“, von der Gottesmutter Mariens, die an Hand der einschlägigen Stellen der Bibel erläutert wird. Dabei wird sogleich be-

merkt, es sei falsch zu sagen, daß Maria durch ihr „fiat“ die Inkarnation als solche bewirkt habe. Diese war vielmehr Gottes Sache. Das „fiat“ Mariens ist kein schöpferisches Wort, sondern eine Bereitschaft, an sich das unbegreifliche Wunder geschehen zu lassen. Die wesentliche Irrung in manchen beliebten Marienpredigten sei nun, daß das allgemein-menschliche Verhältnis von Mutter und Sohn ohne Einschränkung auf das Verhältnis Mariens zu Jesus übertragen werde. Die grundlegende Einschränkung sei aber, daß Maria als Mutter Gottes zugleich auch Geschöpf Gottes ist, die von Ihm Erlöste. Wenn man dies übersieht, läuft man Gefahr, Maria eine mütterliche Autorität über den Sohn zuzusprechen und das Mysterium der Inkarnation zu verzeichnen. Die Berufung Mariens zur Gottesmutter war eine reine Gnadentat. Nirgendwo sei in der katholischen Dogmatik das „sola gratia“ so ernsthaft und deutlich bekundet worden wie im Dogma von der Unbefleckten Empfängnis, die eine antizipierte Zuwendung des Erlösungswerkes Christi ist.

Als nächste Klarstellung fällt die Aussage: keines der Gnadenprivilegien Mariens, weder ihre Gottesmutter-schaft, noch ihre Unbefleckte Empfängnis, noch ihre Aufnahme in den Himmel, gewährt ihr Gott und Christus gegenüber eine Selbständigkeit, die über die Grenzen der allgemein geschöpflichen Ordnung hinausgeht. „Maria ist und bleibt auch als Gottesmutter erlöstes Geschöpf.“ Für alle Marienverehrung sollte die Aussage des Magnificat Norm sein: „Gott hat angesehen die Niedrigkeit seiner Magd, Er hat Großes in ihr getan . . . Die drei Gebetsformen der Marianischen Präfation, das Ave Maria und das Magnificat, denen die vier Marianischen Antiphonen anzufügen wären (vorausgesetzt, daß ihre Struktur im Zusammenhang mit dem Versikel und der eigentlichen Oration, die stets durch Jesus Christus an Gott gerichtet ist, klar erkannt und gedeutet wird), diese drei Gebetsformen zeigen, wie die Stellung der Mariologie im dogmatischen System auch das Gebet formen und vertiefen kann.“ Pinsk empfiehlt, die Marienpredigten unter das Wort des hl. Augustinus zu stellen: „Vivere Deo de Deo.“

Corpus Christi, nicht Corpus Marianum

Der zweite Teil zeigt die Mariologie im Lichte der Ekklesiologie und geht von der Feststellung aus, daß Christus in den Sätzen, die Er im Neuen Testament unmittelbar an Maria richtet, sie niemals Mutter nennt. Das sei zu beachten und erkläre sich u. a. daraus, daß Jesu messianisches Amt das natürlich-konventionelle Verhalten außer Kraft setzt. Die von Jesus im Johannesevangelium gebrauchte Anrede „Frau“ habe einen direkten Bezug auf die Frau der Apokalypse, d. h. auf die Kirche. Maria werde durch diese Anrede „aus dem Bereich physiologischer Mutterschaft herausgehoben und in die pneumatische Gemeinschaft eingewiesen“, die Christus auf dem Fundament der Apostel und Propheten (Eph. 2, 19 f.) baut. „Mit diesem Jesuswort gewinnt Maria eine offizielle, von Christus begründete Zuordnung zur apostolischen Kirche.“ Hier könnte man freilich fragen, ob nicht Jesus durch die Anrede „Frau“ eine Stellung bestätigt, die Maria mit dem „fiat“ bereits gnadenhaft empfangen hatte. Pinsk kommt es darauf an, zu zeigen: „Jeder Versuch, Maria aus der Gemeinde herauszuheben, so daß sie nicht mehr in ihr, sondern ihr gegenüber steht, würde dem Befund der neutestamentlichen Mariologie nicht mehr entsprechen.“ Freilich stünde Maria an der Spitze der Kirche als erlösungsbedürftiger Menschheit. Ihre Aufgabe in der Kirche als die Auserwählte, die in einzigartiger Weise empfangen und geboren hat, läßt sich von daher bestimmen. Aber diese „Funktion wird von der Gesamtheit der Erlösten, der Gemeinde Jesu Christi, weitergetragen. Denn das Pneuma, das den Schoß Mariens fruchtbar werden ließ, wirkt sich auch im Taufbrunnen aus, der der mütterliche Schoß der Ekklesia ist, aus dem sie die Söhne Gottes gebiert.“ Hier hätte wohl eine analogische Einschränkung Sinn, die die Einmaligkeit der Inkarnation des Sohnes Gottes heraushebt.

Die These von Pinsk lautet: „Die geheimnisvolle Gegenwärtigkeit Christi in der Kirche ist wesentlich anders als das Fortleben und Fortwirken Mariens in der Kirche. Es ist das Corpus Christi, in dem Christus uns mit Maria vereint, nicht etwa ein Corpus Marianum, in dem uns Maria mit Christus vereint. Das das menschliche Geschlecht in Christus untereinander und mit Gott einende Prinzip ist einzig und allein das Pneuma des auferstan-

denen Herrn.“ Zwar sind wir als Christen in Maria präformiert, so daß ihr Schicksal und ihre Berufung auch unser Schicksal und unsere Berufung werden, aber bei alledem „bleibt die Menschheit Christi die Urform der Kirche. In ihr ist die Kirche, das heißt Maria und die Auserwählten, mit der Zeugung des Logos konstituiert.“

Maria nicht isolieren!

In einem dritten Teil über „Maria und die Kirche“ zieht Pinsk weitere Folgerungen: „Was die Gnadenprivilegien Mariens angeht, muß betont werden, daß Maria durch sie von uns nicht getrennt ist, sondern daß unsere Begnadigung der ihren dem Wesen und der Sache nach entspricht.“ Das lasse sich am deutlichsten für die Assumptio feststellen, die sachlich nicht über das allgemeine Heilsziel der gesamten in Christus erhöhten Menschheit hinausgeht. „Das festzustellen, sind wir den Verheißungen Christi schuldig, ist aber auch deswegen wichtig, damit der Lobpreis Mariens nicht eine Kluft zwischen ihr und uns aufreißt.“ Auch die Christen, die überwunden haben, werden gekrönt, sagt die Offenbarung Johannes; und die Makellosigkeit ist ein Prädikat, das der ganzen Kirche zukommt.

Im weiteren geht Pinsk dagegen an, die fürbittende Kraft Mariens zu übersteigern. Hier werde eine „theologische Konklusion“ gegen eindeutige Worte Jesu gesetzt, in denen den Jüngern verheißt wird, daß ihre Gebete, die sie im Namen Jesu sprechen, Erhörung finden sollen (Joh. 16, 24 f.). Pinsk will nicht sagen, daß der Christ sich nicht um Fürbitte an Maria wenden soll. „Ihre einzigartige Stellung bei der Durchführung des Erlösungswerkes rechtfertigt das ohne Zweifel. Es fragt sich indessen, ob die Zuflucht zu Maria eine *conditio sine qua non* für die Erhörung jeglicher christlichen Bitte ist.“ Wenn nach Joh. 16, 26 f. die Wirksamkeit der Gebete der Jünger nicht noch eine besondere *Intercessio* Jesu erfordere, so müßte das vielleicht mit Nachdruck auch für Maria betont werden. Offenbar aus rücksichtsloser Sorge um das Christudogma sagt Pinsk: Wenn man vom Psychologischen her darauf hinweise, daß Maria als „die liebe Mutter“ in ihrer Güte und Mütterlichkeit uns in manchen Anliegen näher und vertrauter sei als Christus oder der Vater, so sei das rein objektiv betrachtet eine Formulierung, die mangelnden Glauben an Christus und den Vater verate und jene Worte des Hebräerbriefes vergesse, die von der Bruderschaft und Solidarität Christi mit uns Zeugnis geben (2, 17 f.; 4, 15; 5, 7—9). In diesem Zusammenhang sei auch der Satz: „Christus kann oder wird Seiner Mutter keine Bitte abschlagen“, oder wie der vielzitierte Satz: „*Servus Mariae non peribit*“, zu überprüfen. In jedem Falle sei es falsch und der Offenbarung widersprechend, Maria in solcher Macht und Herrlichkeit zu isolieren.

Christus allein

Es gehe letztlich um die Frage: „Kann das Menschengeschlecht vor Gott in allem durch den menschengewordenen Gottessohn vertreten werden, oder bedarf es neben Christus noch einer ergänzenden Repräsentation unseres Geschlechtes durch Maria?“ Dazu bemerkt Pinsk folgendes: „Der Logos verbindet sich nicht mit Maria, sondern mit einer menschlichen Natur, die aus Maria gebildet ist: diese macht Er zu Seiner menschlichen Natur. Wenn die Kirche an Epiphanie betet: „Heute ist dem himmlischen Bräutigam die Kirche vermählt, denn im Jordan wusch Christus

ihre Sünden ab', so kommt damit deutlich zum Ausdruck, daß Maria nicht in ihrer persönlichen Existenz die Braut des Logos ist, sondern nur insofern sie als Tochter Adams Glied des Menschengeschlechts ist, das insgesamt Braut des Logos wird — repräsentiert aber nicht in Maria, sondern repräsentiert in der von Christus angenommenen menschlichen Natur, in die auch Maria mit einbegriffen ist.“ Diese These klingt in der Tat recht hart und ist schon überspitzt, was z. B. der Begriff „persönliche Existenz“ zeigt, der hier als private Existenz gemeint ist und daher den wesentlichen Sachverhalt verdunkeln könnte, daß Mariens „fiat“ eine personale Tat war, die den Einsatz der ganzen — persönlichen Existenz erforderte, wie auch die Glaubenstat Abrahams.

Das Problem, das die Theologie immer wieder beschäftigt, bezeichnet Pinsk mit dem Satz: „Die Tatsache, daß die menschliche Natur in Christus nicht in einer menschlichen Person, sondern im Logos subsistiert, darf nicht so gedeutet werden, daß Er mit dieser menschlichen Natur kein vollkommener Vertreter der Menschheit sein kann. Christus ist gerade deswegen der einzig wahrhaft vollkommene Mensch, weil die menschliche Natur in Ihm nicht der Beschränkung durch eine menschliche Person unterworfen ist... In Seiner Menschheit repräsentiert Er auch Maria vor dem Vater, denn sie ist in Ihm erlöst worden.“ Es scheint, daß hier Pinsk in Gefahr kommt, Christus zu isolieren, der als Erlöser und als unser Bruder das personale Ja jedes Menschen erweckt, fordert und vor Gott trägt. Das gehört zu seiner Fülle. „Totus Christus ille et nos“ sagt der hl. Augustinus.

Dennoch bleibt es wahr, wenn Pinsk unterstreicht, daß der Satz des 1. Timotheusbriefes von dem Menschen Christus Jesus als dem einen Mittler zwischen Gott und den Menschen jeden Versuch zum Scheitern bringt, „Christus als für bestimmte Aufgaben nicht ausreichenden Vertreter des Menschengeschlechtes im Heilsgeschehen hinzustellen und Maria darum als notwendige Ergänzung dieser Repräsentation anzusehen, weil sie auch als Person Mensch war.“ Es gehört wiederum zum Mysterium des Sohnes, daß Er nach der Ergänzung seines Opfers verlangt und dazu Maria und die Kirche bestellt hat. Dies hat der Glaubenssinn der Kirche und das Lehramt immer deutlicher erkannt, und hier liegt der Sinn der dogmatisch legitimen marianischen Verkündigung zur Verherrlichung Christi.

Der Laie zwischen Kirche und Welt

Gegenstand dieses Berichtes ist das Buch: „Jalons pour une théologie du laïcat“ von Yves Congar OP (Éditions du Cerf, Paris 1953, 683 Seiten). In diesem Buch hat Congar die Geschichte der Idee des katholischen Laientums geschrieben, und zwar auf Grund eines sehr tiefen Quellenstudiums. Dieses gibt ihm die Möglichkeit zu einer umfassenden Würdigung der zeitgenössischen Literatur, die er in bibliographischer Vollständigkeit berücksichtigt. Innerhalb des wissenschaftlichen Werkes von Congar setzt unser Buch die Reihe seiner Forschungen über die Kirche und das Laientum fort, über die wir mehrfach berichtet haben: die Untersuchung über die Reform in der Kirche (vgl. Herder-Korrespondenz 5. Jhg., S. 357), über den Anteil der Laien am Prophetenamt der Kirche (6. Jhg., S. 265) und ihre Teilnahme am Priestertum (6. Jhg., S. 476 ff.). So ist nun ein weiterer und wohl der größte Schritt getan in Richtung auf den vollständigen

gen Traktat über die Kirche, den die katholische Welt von Congar erwartet. Will man sein Buch in die theologische Bewegung der Gegenwart einordnen, dann darf man wohl mit Recht von „jalons“ sprechen, von Skizzen zum Entwurf einer Theorie des katholischen Laientums. Schon die ersten wissenschaftlichen Rezensionen, besonders die von P. Daniélou in „Dieu Vivant“ (Nr. 25, S. 149), aber auch die von J. P. Michael in „Wort und Wahrheit“ (8. Jhg., S. 947) haben in diese Skizzen gewisse Korrekturen eingezeichnet. Und E. Borne, der in „La Vie intellectuelle“ (Jhg. 1953, Nr. 11, S. 34) Idee und Wirklichkeit des Laienstandes miteinander vergleicht, schreibt: „So klar (wie Congar) sieht man die Synthese oftmals nicht, wenn man in Mühen und Schmerzen die Spannungen der Gegenwart durchlebt. Es ist mehr eine Sache der Hoffnung und des Glaubens...“

Congar hat inzwischen im Zusammenhang mit dem Schicksal der Arbeiterpriester selbst erfahren müssen, wie wahr es ist, was er geschrieben hat, daß der Dienst an der Erlösung der Welt jeden, der dazu beitragen möchte, unter das Kreuz führt. Wer das theologische Wirken dieses Mannes verfolgt hat, wird nicht anders können, als mit liebender Sorge um die Mission der Kirche in unserer Zeit an seinem gegenwärtigen Schicksal Anteil zu nehmen. Möge sich an ihm auch bewahrheiten, was er in seinem Buch so überzeugend geschildert hat, daß die Kirche das Wirken ihrer Glieder zwar lenkt und mäßigt, sie aber niemals entmannt (482).

Congars Buch enthält als Einleitung eine Art von geschichtlicher Phänomenologie des Laientums, bestimmt dann im ersten Hauptteil das Verhältnis des Laientums zur Struktur der Kirche, also seinen „Ort“ innerhalb ihrer, und so auch schon grundsätzlich seine Aufgaben und Rechte. Im zweiten Teil wird gezeigt, wie diese Aufgaben sich in den Rahmen der priesterlichen Funktion der Kirche (Kap. 4), ihres Königtums (Kap. 5), ihrer prophetischen Sendung (Kap. 6), ihres Gemeinschaftslebens (Kap. 7) und ihres Weltapostolates (Kap. 8) einfügen. Das letzte Kapitel handelt von der besonderen Spiritualität, die dem Laien die Voraussetzungen dafür bietet, daß er seine Aufgaben in der Welt bewältigen kann. Daniélou hat gesagt, er finde die Gliederung des Buches ein wenig gekünstelt, wenn sie sich durchaus an die drei klassischen hierarchischen Ämter anschließt. Er selbst würde lieber den Laien im Rahmen der drei Dimensionen der kirchlichen Gemeinschaft: des Kultus, des Glaubens und der Liebe, betrachtet haben. Und Michael fürchtet, Congars Gliederung oder vielmehr die Voraussetzung, die er dabei macht, sei gefährlich, weil eine Gegenüberstellung von Struktur und Leben — den personalen Charakter des kirchlichen Amtes und die Einordnung des Laientums in die Struktur der Kirche in Frage stelle. Man wird zusehen müssen.

Was ist ein Laie?

Was ist also ein Laie? Dem Neuen Testament ist die Unterscheidung zwischen Klerikern und Laien, zwischen zwei Ständen in der Kirche unbekannt. Sie erscheint erstmalig bei Clemens von Rom. Das beweist nichts in der Streitfrage nach dem Charakter des Amtes in der Kirche, die hier nicht zur Debatte steht. In diesem Buch geht es darum, wie sich das Leben in der Kirche im Lauf der Geschichte in gesellschaftlichen Ständen verfestigt hat.